

Der Spiegel

f ü r

Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminiertes Modenbild; monatlich w e n i g s t e n s zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „D e r S c h m e t e l l i n g“ und m i n d e s t e n s eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. C. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt in Ofen, in J. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Kopf und Kopfpuz.

Eine Vorlesung für Frauen.

Dem Haupte gebührt, auch ohne dessen Inneres zu beachten, schon seines Neußern wegen Schmuß und Auszeichnung, denn es ist das Kleinod der schönen Körpergestalt, und nimmt eben deshalb den obersten Theil des Ganzen wie thronend ein.

Wie schön hat der Schöpfer die Form des Hauptes, wie reich das Leben des Angesichtes ausgestattet! Das Licht der Seele schimmert durch die Augen wie durch zwei Edelsteine. Die Gluth der Freude und der holden Schamröthe bildet eine himmlische Aurora der Wangen, und das Lächeln umspielt wie ein Zauberschleier die schwellenden Purpurkissen der Lippen. Wie reizend ist der, jede Bewegung des Herzens verkündende Wechsel des Erröthens und Erblässens! wie unererschöpflich das Spiel der Mienen!

Die schöne Herrlichkeit des Hauptes umgibt in reicher Fülle das Haar: das Licht gleich einer verklärenden Glorie, das dunkle als Folie, jeden Reiz, jeden Ausdruck des Mienenspieles noch mehr hervorhebend. Mit Recht verwendet daher das schöne Geschlecht auf das Schmücken des Hauptes so viel Sorgfalt.

Leider aber hat sich diese Sorgfalt oft sehr zweckwidrig geäußert, und statt zu verschönern, auffallend entstellt. Frauen und Mädchen zogen durch Bänder, Spizen, Schmuß und Kämmen die Aufmerksamkeit von der Hauptsache auf Nebendinge. Sie entstellten durch

einen pagobenartigen Bau der Loken die lieblichsten Gesichtszüge, oder setzten auf den Kopf ganze Hut- und Haubengebürge, die nicht nur alles Haar verbedekten, sondern auch durch Umfang und Höhe in keinem Verhältnisse zu dem unmäßig verkleinerten und beinahe verschwindenden Gesichte standen.

Wäre jedes Mitglied des schönen Geschlechtes auch wirklich schön, so würde bald als eine unbestreitbare Wahrheit erkannt werden, daß die Schönheit durch sich selbst leuchte und entzücke, folglich des Puzes und aller fremden Zuthat nicht bedürfe. Der Reichthum soll nicht von der Armuth vorgehen. Die Schönheit ist aber unter den irdischen Gütern das reichste; aller Puz und Schmutz sind gegen sie arm und armselig.

Zu der Beständigkeit eines treuen weiblichen Herzens läßt sich wohl kein grelleres Gegenstück finden, als die Veränderlichkeit des weiblichen Kopfpuzes, der unter allen Artikeln des geselligen Lebens der veränderlichste von jeher war, und bleiben wird. Von den thurmähnlichen Hauptgebäuden bis zu dem glatten Tituskopf herab — welche Manigfaltigkeit! Riesinnen und Zwerginnen waren wechselweise zu sehen. Man kann die Damen in dieser Beziehung mit den, in dem finstern Raume einer Camera obscura herumschwärmenden Geistern vergleichen, die sich bald verlängern, und bis an die Decke des Zimmers ausdehnen, dann wieder abnehmend zu den winzigsten Miniaturgestalten zusammenschrumpfen.

Blicken wir nur ein Bißchen in die graue Vorzeit zurück! Die Töchter Israels trieben die Kunst der Haarschmückung so weit, als die gefallsüchtigste Dame unserer Zeit sie treiben kann. Manchen flatterte das Haar in Flechten um Schläfe und Wangen, und nur eine Locke schwang sich spielend über den Marmor der freien Stirne. Manchen stieg es in Kreisen, schneckenförmig gewunden, zum Scheitel empor. Manchen senkte es sich nach dem Hintertheile des Kopfes, und wurde entweder am Nacken in einen Knoten zusammen geschürzt, oder es bildete einen mit Perlen und Edelsteinen durchflochtenen Kranz. Vermuthlich war es den schönen Israelitinnen nicht unbekannt, daß eine Haargestaltung die Schönheit der Gesichtsbildung nur dann fördert, wenn sie zum Charakter der Physiognomie paßt. Zu bedauern ist dagegen der Irrthum so mancher modernen Schönen, die da glauben, jede neue Mode müsse, eben weil sie neu ist, jedem Gesichte und jedem Körperbau vortheilhaft sein.

Manchmal setzten die Hebräerinnen auf das einfach geflochtene Haar eine Nezhaupe von feiner Wolle, bunt besäemt und mit Blumen durchwirkt; manchmal den Tulpens, eine Mütze von

der Gestalt eines Palmes, oder eines aufgeblühten Blumenkelches, oder einer Halbkugel, mit Gold, Perlen und Edelsteinen verziert, worauf sich ein schlangenförmig gewundener Bund in der Gestalt eines abgestutzten Kegels erhob.

Der Kopfschmuck der antiken Griechinnen empfahl sich durch geschmackvolle Einfachheit. Das mit goldenen Sicaden geschmückte Haar wurde gewöhnlich am Hintertheile des Kopfes in einen Knoten zusammen gewunden, und entweder von einem zierlichen Netzhäubchen umgeben, oder von einem feinen Schleier, durchsichtig wie Spinnengewebe, umflogen.

Der Kopfschmuck der römischen Damen war in der ersten Zeit so einfach, als die Verfassung und die Sitten des neuen Staates. Das Haar wurde aufgerollt, und von der Mitte der Stirn zum Scheitel hinauf in einen Knoten zusammengeschürzt, manchmal auch bis zum Nacken hinabgeführt, dann geknüpft und nochmal so zurückgeschlagen, daß es einen schwellenden Wulst bildend, die Stirn in haushender Wölbung umgab. Mit zunehmendem Luxus wurden zwei Hauptarten der Haarschmückung die vorherrschenden.

Nach der einen Art wurde ein Theil der Haare glatt gekämmt, der andere aber in Locken gekräuselt, und über einen oberhalb der Stirn eingelegten goldenen, wohl auch mit Perlen besetzten Reif, das sogenannte *Diadem*, gewunden, welches in der Mitte der Stirn eine Spitze bildete, nur die vordersten Haare in kleinen Ringeln an den Schläfen nachlässig herabfallen ließ, und am Hintertheile des Kopfes mit einem Kettchen zusammengebunden wurde. Vom Kopfwirbel fiel ein offener Schleier, wie die Vestalinen ihn trugen, über die Lockenfülle der Nicht-Vestalinen zu beiden Seiten auf die Schultern herab.

Nach der andern Art wurden die Haare zuerst in Zöpfe und Flechtengewinde gestaltet, dann in mehreren sich begegnenden Kreisen übereinander geschlungen, auf dem Scheitel gethürmt, und mit einer einzigen goldenen, sieben bis acht Zoll langen Schmußnadel künstlich befestigt. Das Sonderbarste bei der Sache ist das unerwartet Tragische, daß der Schmuß zugleich ein Todeswerkzeug war, indem man in jenen Haarnadeln, absichtlich hohl gemacht, Gift aufbewahrte. Der bekantern Sage nach hat sich die berühmte *Keopatra* durch eine an den Arm gesetzte Schlange getödtet. Abweichend von andern Geschichtschreibern berichtet *Dio Cassius*, jene bezaubernde Königin Egyptens habe die Schmußnadel, mit welcher sie das gescheitelte Haar zu befestigen pflegte, mit einer Art von Gift bestrichen, welches nur dann, wenn es sich mit dem Blute

vermischte, tödtete, jedoch ohne Schmerz. Diese Nadel stach sie sich in den Arm und entging so der Schmach, Cäsars Triumphzug als Gefesselte verherrlichen zu müssen. Den Knopf solcher Prachtnadeln bildeten gewöhnlich mythologische Figuren, wie z. B. Amor und Psyche, oder Venus und der Liebesgott, oder die Göttin des Ueberflusses mit dem Füllhorn und dergl.

(Beschluß folgt.)

Wer war unglücklicher von beiden?

1.

Zwei Freunde saßen an dem Abhange eines einsamen Thales, unter einer Hangebirke, in schwermüthiger Stellung. Ihre Blicke starrten zu Boden und kein Laut entfuhr ihren Lippen. Endlich sagte Ferdinand leise: »Laß uns sprechen, Hugo! Ich ertrage den stummen Schmerz nicht länger. Auch die Klage ist eine Art von Trost und der Mensch muß reden, oder nicht mehr athmen.«

Hugo hob das Auge langsam zum Himmel, zog aus tiefer Brust den innigsten Laut und begann: »Eine war meine Liebe und schön war sie. Sie erschien wie ein Sonnenstrahl unter den Frauen.«

Er schwieg und senkte wieder das Haupt; aber der Quell war geöffnet und brauste nun von selber; er mußte fortfahren: »Ihre Seele war edel und mild, ein reiner Silbersee, in dem nur Aether sich spiegeln und nichts Trübes den Schatten wirft. Ich ward trunken vor ihrem Auge, wenn ich in das tiefe Blau versank und Seele mit Seele sich mischte.«

»Schilberst du mich?« unterbrach ihn Ferdinand. »Laß mich die Farben mischen, mit den Unglücklichen die Farben zu der verlorenen Seligkeit. Du kannst nicht feuriger geblühet haben als ich.«

Hugo hatte ihn nicht gehört und fuhr fort. »Auch ich war ihr Alles, sie liebte mich, wie nie ein Mann geliebt wurde. Sie, die Hochbegabte, huldigte mir mit der rührenden Demuth echter Weiblichkeit, die nichts durch sich selber sein will, nur alles durch den Mann ihrer Wahl. O wie unaussprechlich ist die Neigung eines weiblichen Herzens, das edel ist, und sich selbst in Liebe opfert und vernichtet.«

»Ja, auch ich« — flüsterte Ferdinand — »glaubte mich geliebt und war es vielleicht; aber die Tiefe hüllte den Tod.«

»Tobt?« sagte Hugo. »Ist sie auch tobt, du Armer? O, es ist ein gräßliches Wort, das mich zur Verzweiflung bringt. Ja, sie farb in meinen Armen und seitdem bin ich dem Wahnsinn nahe.«

»Du bist noch beneidenswerth gegen mich« — seufzte der Freund.
»Ich bin weit unglücklicher als du.«

»Kann man es mehr sein, als ich? Alles verlieren, was dem Leben einen Werth gibt und doch leben müssen und den Tod nicht suchen dürfen, ohne Sünde! Täglich sterben und doch nicht vereinigt werden mit dem Gegenstande der einzigen Sehnsucht! Was könntest du dagegen in die Waage des Kammers legen, wenn dir die Geliebte noch lebt auf Erden und wenn auch Meere zwischen euch brausen und Gebirge trennend sich thürmen? Meere sind offen und Berge sind zu bahnen, aber das Grab bleibt ewig verriegelt.« —
»Wäre sie tobt, so bliebe sie mein und wäre keines Andern. Ich könnte ihr Grab bekränzen mit den Blumen des Lenzes und der Dichtkunst, könnte an die grüne Scheidewand die Lippe drücken und und das lauschende Ohr legen, könnte mich satt weinen und neben ihr entschlummern und von der glücklichen Vergangenheit träumen und von dem seligen Jenseits. Was getreu blieb, kann nicht verloren geachtet sein, auch im Grabe.«

»Aber Wankelmuth ist ein brausendes Meer, das ohne Hoffnung trennt, und Untreue ist die starre Klippe, die für Zeit und Ewigkeit schadet. Lieber tobt als eidbrüchig und in den Armen eines Andern. Dein Schmerz, mein Hugo, ist weiche Wehmuth, die in sanfte Ruhe hinüberschmilzt; der meinige zürnender Namuth, dessen Gifte rastlos kochen.«

2.

Für den Glücklichen haben die Tage Flügel, und der Frohe wird alt, ohne die Jahre zu zählen; aber der Leidende sieht das einzelne Sandkorn im Stundenglase rinnen. Hugo hatte das Leben getragen, wie der Gefangene im lichtlosen Kerker. Er mied die Menschen, denen er wenig mehr sein konnte und von denen er noch weniger erwartete. Aber sein Schmerz war leiser geworden, denn die Zeit ist allmächtig und es gibt keine Wunde, die nicht endlich sich selbst betäubte. Für eine zweite Liebe war er verloren, doch des Freundes gedachte er oft, der noch unglücklicher sein wollte und ihm selber zuweilen so schien. Er entschloß sich, ihn aufzusuchen. Eingedenk jenes melancholischen Plätzchens, wo sie vor vielen Jahren ihre Klagen gegen einander ausgeschüttet und sich dann getrennt hatten, besuchte er diese Stelle zuerst und saß wieder unter der Han-

gebirge, die noch immer trauerte und die alternden Zweige noch tiefer herabsenkte. Ferdinand liebte den Baum aus alter Erinnerung und richtete gewöhnlich seine Abendwanderung dahin, wenn das Tagewerk vollendet war. So geschah es auch jetzt; aber er war nicht allein, auch nicht schwermüthig, sondern sehr heiter und von einem muntern Kreise umgeben. Die Freunde erkannten sich bald. Hugo erstaunte über die Begleitung. —

„Also hast du doch die Meere durchschiffet und die Gebirge überstiegen? Sagt' ich dir nicht, daß die Liebe nur am Grabe verzweifeln darf?“ — Verzweifeln soll der Mensch nie!“ — antwortete Ferdinand. „Wir hatten Unrecht, und du scheinst noch jetzt auf falschem Wege zu beharren. Glaubst du, daß es eine zweite Liebe geben und daß sie inniger sein kann, als die erste? Was starrest du mich so seltsam an, als ob ich Kezereien ausspräche? Ich habe die Ungetreue vergessen und eine neue und bessere Wahl getroffen. Meine Frau weiß Alles, sie weiß auch von dir und unserm Bettstreit um das Unglücklichersein, und du kannst ganz offen reden.“

„Ich begreife das nicht!“ — sagte Hugo mit Kopfschütteln. —

„Mein damaliger überschwänglicher Unmuth war, einem großen Theile nach, verletzte Eitelkeit, einem Nebenbuhler weichen zu müssen, der mir sehr unbedeutend schien. Aber der Verstand erhielt die Oberhand; ich vergab und vergaß, und den weitem Erfolg siehst du; und auch du mußt noch wieder leben lernen.“ —

„Lassen wir das!“ sagte Hugo. „Aber sind dies deine Kinder?“

„Hier mein ältester Knabe trägt deinen Namen, um mich täglich an den geliebten Freund zu erinnern. Aber komm nun mit uns, wir lassen dich nicht mehr, und dieser Baum soll der Erinnerung geheiligt bleiben.“

Hugo lächelte sanft und folgte. Unter glücklichen Menschen ward er selbst weniger unglücklich.

A n m e i n e n F r e u n d ,

den Schauspieler Joseph Adolph K*****, der in den Wellen der Donau endete.

Im Namen des kunst sinnigen Publikums von Pesth.

Mit hoher Kunst Gebilde zu gestalten,
Die oft erhielten unserer Achtung Preis,
Das wußtest du mit immer regem Walten,
Der Bierden eine stets im Künstlerkreis.

So hast du uns zu Thränen oft bewogen,
 Die gerne deinem Spiele wir gezollt.
 Als du der Künstlerwelt dich ganz entzogen,
 War's süßer Trost dir, das du's nicht gewollt.

Du wickst dem steten Wechsel aller Zeiten,
 Der uns beherrscht, dem wir unterthan.
 Und allgemeine Lieb' wußt' zu begleiten
 Dich, als du schiedst, von wohl vollbrachter Bahn.

Doch Thränen, wie du jetzt uns zu erpressen
 So schrecklich wußtest, ahnten wir wohl nicht,
 Und nimmermehr wird Mitgefühl vergessen,
 Wie du entrückt wardest unserem Gesicht.

Dem Drang' des Ungemachs erlagst du Armer!
 Das auf dich stürmt, mit nicht gebrochener Kraft,
 Vergeblich wandtest du zum Allerbarmen.
 Den Blick, der Erde Treiben halb entraft.

Dein herbes Flehen hoffte zu erreichen
 Der Vorsicht nie für Glend taubes Ohr,
 Daß Menschenherzen milde sich erweichen,
 Der Wunsch drang aus der Seele dir hervor.

Doch wie du sahst von allen Seiten thürmen
 Sich Kummer, Noth, und wie dir ward geraubt,
 Der Hoffnung Himmelsgab' in Schicksalsstürmen,
 Standst du, ein weller Baum, nun ganz entlaubt.

An mancher harten Klippe oft zerschellen
 Sah'st du den sonst dir eignen festen Muth.
 So ward dein greises Haupt ein Spiel der Wellen,
 Es brach dein Herz gewalt'ge Wogenfluth.

Nimm hin, du Biedermann, des Mitleids Thräne,
 Als Mensch, so wie als Künstler, hochgeehrt,
 Und nie die Mißgunst je von uns wohl wähne,
 Als feist du uns, so scheidend, nicht mehr werth.

Er richte dich, der alle uns einst richtet,
 Er lennet, was dich trieb zur Schreckenthat.
 Wir fühlen uns zu Zähren heiß verpflichtet,
 Nur stumm verehrend Gottes dunklen Rath.

Dir gutem Mann, der so lang hart gelitten,
 Geb' Ruhe nun ein einsam stilles Grab,
 Die bangen Kämpfe sind jetzt ausgestritten,
 Und der Vergebung Glorie thaut herab

Auf jene Stelle, die nun die Gebeine
 In ihren mütterlichen Schooß verschließt,
 Und die so hell erglänzt im Himmelscheine,
 Der sie, ein Wiederstrahl von dort, umfließt.

Er, der einst schuf durch sein allmächtig „Werde!“
 Der Welten Kreis, Er nehm dich gnädig auf!
 „Ist das das Loos des Schönen auf der Erde?“
 Die Frage bränget schmerzvoll uns sich auf.

L. F. Müller.

Die brittische Geistlichkeit.

Die Times sagen: „Der Clerus von England und Irland hat gegen 6,400,000 Seelen unter seiner geistlicher Obhut und zieht dafür ein jährliches Einkommen von 8,858,000 Pf. St. Die Dissenters in England und Irland betragen 14,600,000 Seelen und bezahlen ihren Geistlichen jährlich nur 1,022,600 Pf. St. Die Geistlichkeit der ganzen christlichen Welt, England und Irland ausgenommen, hat ungefähr 188,728,000 Seelen unter ihrer Obhut und dafür nur ein Einkommen von 8,852,000 Pf. St., so daß also die brittische Geistlichkeit ein Bedeutendes mehr erhält, als der Clerus der ganzen übrigen christlichen Welt zusammen.“

Modenbild. Nr 2.

Pariser Anzüge vom 20. Dez. Die Dame: Sammethut mit Marabouts geziert. Kleid von Gros d'Orient mit einer gestifteten Sammetpelerine. — Der Herr: Ball- und Soireeanzug. Englischer Fraak. Weste mit Shawltragen. Halbantliegende Pantalons.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.



Modellatt z. Spiegel.

1832.

II